

Sachdokumentation:

Signatur: DS 2588

Permalink: www.sachdokumentation.ch/bestand/ds/2588



Nutzungsbestimmungen

Dieses elektronische Dokument wird vom Schweizerischen Sozialarchiv zur Verfügung gestellt. Es kann in der angebotenen Form für den Eigengebrauch reproduziert und genutzt werden (private Verwendung, inkl. Lehre und Forschung). Für das Einhalten der urheberrechtlichen Bestimmungen ist der/die Nutzer/in verantwortlich. Jede Verwendung muss mit einem Quellennachweis versehen sein.

Zitierweise für graue Literatur

Elektronische Broschüren und Flugschriften (DS) aus den Dossiers der Sachdokumentation des Sozialarchivs werden gemäss den üblichen Zitierrichtlinien für wissenschaftliche Literatur wenn möglich einzeln zitiert. Es ist jedoch sinnvoll, die verwendeten thematischen Dossiers ebenfalls zu zitieren. Anzugeben sind demnach die Signatur des einzelnen Dokuments sowie das zugehörige Dossier.



Newsletter vom 24. 5. 2020

Inhalt

Grundlegende Bildungsinhalte haben kein Verfallsdatum.....	2
23.5.2020, Hanspeter Amstutz	2
Von den ewig Morgigen	3
Journal21, 17.5.2020, Carl Bossard	3
Warum nicht vom Pisa-Sieger China lernen?	6
12.5.2020, Peter Aebersold	6
Plädoyer für ein eigenständiges Fach Geschichte.....	9
Zeit-Fragen 19.5.2020, René Roca	9
Der Geschichtsunterricht braucht einen kräftigen Anschub	10
Schweizerzeit 22.5.2020, Hanspeter Amstutz	10
So erlebten Oberländer Lehrer die Rückkehr an die Schule	11
Züriost, 11.05.2020, Fabia Bernet	11
Eine Woche Corona-Schule - die Bilanz	13
Tages-Anzeiger 16.5.2020, Philippe Reichen, Jacqueline Büchi und Claudia Blumer	13
Erkenntnisse aus einem sehr privaten Seminar.....	15
NZZ am Sonntag 17.5.2020, Meinungen, Gastkolumne von Caspar Hirschi	15
Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm zu den guten Seiten der passiven Zeit – auch nach dem Lockdown.	16
St. Galler Tagblatt, 11.5. 2020	16
Detroit Schulen werden nach Klage unterstützt.....	17
NZZ 16.5.2020, International	17
Maturaprüfung ist nötig	18
NZZ 11.5.2020, Meinung & Debatte, Leserbriefe	18
Flickenteppich	19
NZZ, 14.5.2020, Meinung & Debatte, Leserbrief	19
Übertriebene Schulhausbauten und eine drohende Ausweitung der Genderdebatte	19
Zürcher Bote 15.5.2020, Städte Zürich und Winterthur, Johann Widmer	19



Grundlegende Bildungsinhalte haben kein Verfallsdatum

23.5.2020, Hanspeter Amstutz

Schulischer Notbetrieb hat die Sicht auf den Unterricht verändert

Die Coronakrise hat unser Bildungssystem ganz schön durchgeschüttelt. Fast von einem Tag auf den andern musste der Unterricht völlig umgestellt werden. In den Schulhäusern war kein Kinderlärm mehr zu hören, dafür wurden Stuben und Esszimmer zu kleinen Lernzentren. Mütter kümmerten sich ganz direkt um den Schulstoff und bemühten sich, die Lernmotivation ihrer Sprösslinge hochzuhalten. Improvisation war in allen Bereichen gefragt. Die Lehrerinnen und Lehrer sorgten mit Lernpaketen und digitaler Post, dass die Schüler jeweils genug Stoff für eine Woche hatten. In Videokonferenzen mit ihrer Schulklasse und persönlichen Telefonanrufen waren die Lehrpersonen unermüdlich beschäftigt, den Kontakt zu ihren Schülern aufrechtzuerhalten. Der schulische Notbetrieb liess viele bewusst werden, was es alles braucht, um guten Unterricht zu ermöglichen.

Sehnsüchtig erwarteter Wiedereinstieg in den realen Klassenunterricht

Doch nun ist diese Zeit des Fernunterrichts vorbei. Wohl noch nie waren die Kinder so froh, wieder die Schule besuchen zu können. Im Kanton Zürich ist die Normalität zwar erst eingeschränkt wieder eingeleitet. Mädchen und Buben sitzen in grossem Abstand zueinander an Einzelpulten und werden in Halbklassen unterrichtet. Aber sie freuen sich, dass sie wieder in einer lebendigen Gemeinschaft Neues entdecken dürfen.

Die Rückkehr der Kinder in die Schulhäuser wurde von der Presse vielerorts mitverfolgt und kommentiert. „Ich bin froh, dass es jetzt wieder richtig losgeht, denn ich vermisse unsere Klasse sehr“, war wohl einer der am häufigsten gehörten Sätze in den Schülerinterviews. Und wer sich genauer umgehört hat, kommt zum Schluss, dass die allermeisten auch ihre Lehrerin oder ihren Lehrer sehr vermissen haben.

Wenn Sie Lust haben, den Wiedereinstieg ins Schulleben nochmals Revue passieren zu lassen, dann finden Sie in unserem Newsletter einige aufschlussreiche Berichte aus Schulen im Oberland und der Stadt Zürich.

Vorschnelle Forderungen für einen sofortigen Digitalisierungsschub

Der Drang mancher Journalisten, jetzt eine Bilanz über die Zeit des Fernunterrichts zu ziehen, tritt in vielen Kommentaren offen zutage. Einige Redaktoren sind ernüchtert, dass der ferngesteuerte Unterricht trotz des Einsatzes modernster digitaler Technik selbst bei medienvertrauten Jugendlichen mit der Zeit ermüdend wirkte und das reale Klassenzimmer nicht vergessen liess. Andere hingegen fordern, dass die Schule nun einen sofortigen digitalen Sprung nach vorn machen müsse. Eine Schule, die diesen Schritt nicht mutig wage, stehe auf der Verliererseite. Die digitale Bildungsindustrie wittert als Folge von Corona klare Morgenluft.

Methodische Konstanz als wichtiger Erfolgsfaktor

Mit der Frage, was die Schule nach der Coronakrise nun wirklich brauche, hat sich auch Carl Bossard in unserem Leitartikel auseinandergesetzt. Und wie! Der Autor zeigt auf, dass eine gute Schule eine Balance zwischen innovativer Erneuerung und dem Festhalten an bewährten Lerntechniken finden müsse. Während mehr als zweier Jahrzehnte ist unsere Volksschule dem Zeitgeist des stürmischen Erneuerns und Umbauens gefolgt, ohne gross Rechenschaft abzuliefern, was denn damit erreicht wurde. Die Dynamik des Modernisierens galt als Garant dafür, dass alles besser würde. Im Bann der ganzen Fortschrittshetze ging völlig vergessen, dass ein grosser Teil der Bildung auf der zeitlosen Konstanz grundlegender Methoden beruht. Der Autor erinnert an Bildungsinhalte ohne



Verfallsdatum. Nur wer das Dreisatzschema verstanden hat, wird einen guten Zugang zur Proportionalität finden und diese Kompetenz in verwandten Bereichen erfolgreich anwenden können.

Am Schreibtisch entwickelte Lernkonzepte mussten gestoppt werden

Leider dauerte es ziemlich lange, bis die Götterdämmerung einsetzte. Erst als sich einige der vorschnell hochgejubelten Methoden in der Praxis als fatal herausstellten, begann man Gegensteuer zu geben. Ganze Serien von Fremdsprachenlehrmitteln, die vorgaben, das Eintauchen der Schüler in ein „Sprachbad“ könne einen systematischen sprachlichen Aufbau weitgehend ersetzen, mussten völlig umgearbeitet werden. Pikanterweise wurden bei der Schaffung des geforderten besseren Übungsmaterials ausgerechnet Autorinnen der kritisierten Vorgängerlehrmittel zu Hilfe gerufen. In der Nordwestschweiz aber spitzte sich die Situation bei den Sprachlehrmitteln derart zu, dass am Ende das Volk die Fehlentwicklung an der Urne stoppen musste.

Im Geschichtsunterricht glaubte man spannende Erzählungen der Lehrpersonen durch das angeleitete Studium von Quellentexten ablösen zu müssen. Das Resultat ist ein deprimierendes Desinteresse vieler Jugendlicher am historischen Geschehen. Zwei unserer Beiträge befassen sich mit dieser praxisfremden Entwicklung und fordern einen klaren Kurswechsel. Die überhebliche Vorstellung, die Methodik des Lernens könne federführend von den theoretischen Erziehungswissenschaften her grundlegend verändert werden, hat sich längst als fataler Irrglaube herausgestellt.

Erfolgreiche chinesische Lernkultur als Herausforderung auch für uns?

Auf die Bedeutung der pädagogischen Konstanz weist auch Peter Aebersold in einem aussergewöhnlichen Beitrag über die chinesische Lernkultur hin. Es geht dabei nicht um die dunklen Seiten chinesischer Machtpolitik oder gar um ein Lob für unmenschliche Disziplin. Peter Aebersold deckt vielmehr auf, wie die positive Bewertung von Wille und Fleiss in der konfuzianischen Tradition den Grundstein für die Erfolge Chinas bei der PISA-Studie bildet. Man muss lange nicht mit allem einverstanden sein, aber der Beitrag ist erhellend und regt zum Denken an.

Weitere Denkanstösse und kritische Kommentare finden Sie wie immer in unseren Leserbriefen und in einem Bericht über teure Schulhausneubauten in der Stadt Zürich.

Es ist viel Lesestoff. Treffen Sie einfach eine Auswahl und vertiefen Sie sich in aller Ruhe in eines Ihrer Lieblingsthemen. Sie werden es nicht bereuen.

Von den ewig Morgigen

Journal21, 17.5.2020, Carl Bossard

Der Angst vor dem Fertigen mit dem permanenten Umbau steht der Mut zu pädagogischen Konstanten gegenüber. Bildung oszilliert zwischen diesen beiden Polen. Ein Zwischenruf.

„Das haben wir immer so gemacht! Und es hat sich bewährt; das wissen wir. Was wollen wir ändern?“ Sätze wie diese kennt man, und ihre Absender auch. Es sind die ewig Gestrigen – resistent gegen Wandel, immun gegen Kritik. Sie wissen, was richtig ist und wie's geht. Und zwar ganz genau! Ihre Standardfloskeln gehören ins Repertoire der drei Todesgefahren: „sicher sein, fertig sein, wissen“. Formuliert und ins Logbuch dieser Ewiggestrigen geschrieben hat sie der grosse Germanist, politische Denker und ETH-



Rektor Karl Schmid (1907–1974).¹

Die Sprache spiegelt den radikalen Wandel

Doch „es gibt nicht nur die ewig Gestrigen, es gibt auch die ewig Morgigen“, bemerkte der Dresdner Dichter Erich Kästner spitzzünftig. Damit nahm er wohl jene Kräfte aufs Korn, die das Neue unkritisch verherrlichen und das Alte, das Bewährte mitleidig belächeln, es gar auf den „Müllhaufen der Geschichte“ wünschen, um Leo Trotzki's berühmtes Revolutionswort von 1917 zu zitieren. Auch sie stört kein Zweifel. Sie sind ihrer Sache sicher.

Resolute Modernisierer und forsche Veränderer kennt auch die Schule. Das Neue wurde zum Magnet ihres bildungspolitischen Denkens. Der pädagogische Kompass kannte nur eine Richtung: Umbau, Innovation und Implementation von Neuem. Die Sprache spiegelt den radikalen Wandel: aus Lehrern wurden „Lernbegleiter“ und „Coachs“, aus Schülerinnen und Schülern „Lernpartner“, aus Erziehungswissenschaftlern empirische Bildungsforscher. Aus dem traditionellen Begriffspaar „Wissen und Können“ wurde Kompetenz, aus gemeinsamem Unterricht autonomes und selbstorientiertes Lernen. Pädagogisches Erfahrungswissen wich einer permanenten Evaluation, Gespräche mit Eltern mutierten zum Durchchecken mehrseitiger Kompetenzraster, aus Bildung wurden messbare Tests.

Ohne Fortschritt verödet Tradition

Stillstand bedeutet Rückschritt. Da sind sich alle einig. Die Wege enden bekanntlich dort, wo ich stehenbleibe. Und alte Pfade öffnen keine neuen Türen. Das will niemand. Das Leben besteht aus Fortschreiten. Schritt für Schritt, Tritt für Tritt – Fortschritt aus dem Bestehenden und meist auch Bewährten heraus. Der Weg in die Zukunft wird so zu einer Resultante aus den Kräften der Tradition und der Innovation. Ohne Fortschritt verödet Tradition. Und niemand möchte einen Aschenhaufen hüten. Wo die Spannung zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Innovation und Tradition durchgetragen wird, da reift die Spannkraft für das Mögliche; da entsteht Fortschritt.

Doch der Fortschritt ist über die rasante Zivilisationsdynamik der vergangenen Jahre in eine bisher nie gekannte, exponentielle Beschleunigung geraten – entstanden ist eine Art „Gegenwartsschrumpfung“. Und eine geschrumpfte Gegenwart lässt keine Zeit für eingehende Reflexion. So sieht es der Philosoph Hermann Lübbe.² Die Fortschrittsidee wurde ersetzt durch die Innovationsrhetorik.³ Das generierte in den Schulen eine dichte, in gewissen Phasen gar chaotische und unkoordinierte Reformkaskade; die schnelle Abfolge mit immer neuen Projekten führte zu Hektik und Atemnot.

„Kennen Ihre Kaiserliche Hoheit denn das Alte schon?“

Es geht nicht um das Ausspielen von Alt und Neu, es geht nicht um eine Entweder-Oder-Mentalität. Ein solches Polaritätsdenken verkennt, dass Schulen sich stets erneuert und immer auch pädagogische Impulse von reformorientierten Institutionen aufgenommen haben – als „schola semper reformanda“.

Alt und neu stehen sich als dialektische Gegenkräfte gegenüber, und gleichzeitig bedingen sie sich. Das eine geht nicht ohne das andere. Das meinte wohl der verantwortliche Leiter der Bonner Sternwarte, als ihn der deutsche Kaiser Wilhelm I. bei einem Besuch fragte:

¹ Karl Schmid (1998), Gesammelte Werke. Bd. VI 1970–1974. Standortmeldungen. Thomas Sprecher, Judith Niederberger (Hg.). Zürich: Verlag NZZ, S. 305.

² Hermann Lübbe (1998), Gegenwartsschrumpfung. In: Klaus Backhaus & Holger Bonus (Hg.), Die Beschleunigungsfalle oder der Triumph der Schildkröte. Stuttgart: Schäffer-Poeschel, S. 129ff.

³ Roland Reichenbach (2018), Ethik der Bildung und Erziehung. Essays zur Pädagogischen Ethik. Paderborn: Ferdinand Schöningh, S. 82.



„Na, Herr Direktor, was gibt's denn Neues am Sternenhimmel?“ Worauf der angesprochene Astronom bescheiden meinte: „Kennen Ihre Kaiserliche Hoheit denn das Alte schon?“⁴

Alterungsresistente Bildungsgehalte vermitteln

Auch die Schule kennt dieses Alte; sie basiert auf diesem Alten. Es sind die klassischen Lehrinhalte, die Grundfähigkeiten, die fürs spätere Leben unverzichtbar sind. Die Schule ist in ihrer alten Aufgabe, zur Lernfähigkeit und damit zur einer klugen lebensweltlichen Orientierungsfähigkeit hinzuführen, so wichtig wie nie zuvor. Darum müssten sich Lehrpläne auf diejenigen Gehalte und formalen Grundfähigkeiten konzentrieren, über die man dauerhaft lernfähig bleibt – und nicht auf Aktualitäten und einen Haufen Dringlichkeiten: Es sind Bildungsgehalte ohne Verfallsdatum.

In einer kommunikativ verdichteten Dienstleistungsgesellschaft braucht es ein gut entwickeltes muttersprachliches Können in Wort und Schrift. Die internationale PISA-Studie der OECD hat hier klare Daten geliefert: Die Lesefähigkeiten von fast zwanzig Prozent der Schweizer Jugendlichen am Ende ihrer obligatorischen Schulzeit sind unzureichend. Das erschreckt. Und dabei bestätigen die Biowissenschaften fast täglich neu: Sprachfähigkeit ist nicht eine, sondern die Schlüsselkompetenz schlechthin.

Das Wissen um die eigene Geschichte ist unverzichtbares Bildungselement

Bedeutsam sind elementare mathematische und naturwissenschaftliche Fähigkeiten sowie als zwingende Bedingung die fremdsprachliche Qualifikation. Wichtiges Bildungselement ist auch das Wissen um die eigene Geschichte und damit die Fähigkeit, Herkunft und Zukunft miteinander zu verbinden. In unserer modernen Zivilisation brauchen wir den historischen Sinn – mehr denn je. Nur so können wir uns zur Fremdheit anderer, die uns nähergekommen sind, und zur Fremdheit eigener Vergangenheiten, von denen wir uns fortschrittsbedingt immer rascher entfernen, in eine Beziehung setzen. Eine solche Haltung macht kooperations- und zukunftsfähig.

Eine beschleunigte Gesellschaft braucht Bildung

Noch nie war eine Bildung, die über den Tagesbedarf und das berufliche Kerngeschäft hinausgeht, so unentbehrlich wie heute. Wir leben in einer Gesellschaft, die sich nicht nur als offene (Karl Popper), sondern auch als beschleunigte versteht. Zu ihrem Credo gehören permanente Innovation, grenzenlose Mobilität und hektische Flexibilität – auch wenn die Corona-Krise einen Notstopp nahelegte; der Zwang zum „Change“ als Dogma wird wohl bleiben. Ohne Bildungselemente, die nicht veralten, geht eine offene Gesellschaft an ihrer eigenen Wandelbarkeit zugrunde, mahnt der deutsche Wissenschaftstheoretiker Jürgen Mittelstrass.⁵

Es gibt eben nicht nur die Angst vor dem Fertigen (Pablo Picasso) und damit den notwendigen Wandel, es braucht auch pädagogische Konstanten. Gerade sie profilieren das Neue. Denn wenn alles neu ist, wird auch alles gleich-gültig. Das scheinen die ewig Morgigen zu vergessen. Notwendig ist das, was Goethe „das alte Wahre“ nennt und was immer gilt. Gerade im Sog der heutigen Zivilisationsdynamik. Denn „die technologischen Fortschritte lassen uns gar keine Wahl, als dass wir uns wieder drauf fokussieren, was uns zu Menschen macht.“⁶

⁴ In: Heinrich Gelzer (1900), Jacob Burckhardt als Mensch und Lehrer. In: Zeitschrift für Kulturgeschichte Bd. VIII, S. 31f.

⁵ Jürgen Mittelstrass (2004), Bildung, Wissenschaft und Humanität – vom Auftrag einer Pädagogischen Hochschule. Vortrag an der PH Zug. Msc. S. 3; vgl. ders. (1997), Der Flug der Eule. Von der Vernunft der Wissenschaft und der Aufgabe der Philosophie. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 45f.

⁶ Manu Kapur (2019), Lehren und Technologie: Neue Sicht- und Handlungsweisen. In: NZZ-Verlagsbeilage, 31.10.2019, S. 8.



Warum nicht vom Pisa-Sieger China lernen?

12.5.2020, Peter Aebersold

China hat eine der ältesten und längsten Traditionen im Bildungswesen, die allerdings immer wieder durch schwere Rückschläge unterbrochen wurden. Das gegenwärtige Schulsystem, mit dem Pisa-Spitzenplätze erreicht werden, wurde ab Mitte der 1980er Jahre aufgebaut.

Die geistige Entdeckung Chinas war eines der Ergebnisse der Aufklärung. „Diese Völker“, schrieb Diderot über die Chinesen, „sind allen andern Völkern überlegen an Alter, Geist, Kunst, Weisheit, Politik und in ihrem Geschmack für die Philosophie.“ „Die Grundsubstanz dieses Reiches“, sagte Voltaire, „hat Jahrtausende überdauert, ohne dass sich das Recht, die Sitten, die Sprache, ja selbst die Kleidung merklich verändert hätten.“

Tausendjährige Hochkultur

Das erste Bildungswesen existierte von 1600 bis 1046 v. Chr. während der Shang-Dynastie und war von der konfuzianischen Philosophie geprägt. Aus dieser Zeit sind die ersten Vorformen der heutigen chinesischen Schrift auf Orakelknochen überliefert. Staatliche Akademien (Shuyuan) boten ab dem 9. Jahrhundert Bildung auf universitärem Niveau an. Daneben gab es Schulen in daoistischen und buddhistischen Klöstern. Das Kaiserreich bot während mehr als tausend Jahren allen Menschen demokratisch die Möglichkeit einer Schulung, um die Ausübung des Regierungsamtes aristokratisch auf diejenigen zu beschränken, die sich als die Besten erwiesen. Es gab jedoch keine Schulpflicht. In Europa dauerte es bis ins späte 19. Jahrhundert, bis sich bei der Besetzung öffentlicher Ämter ähnliche Grundsätze durchsetzen konnten.

Kolonialisierung zerstörte das Bildungswesen

Im Zuge der Kolonialisierung Chinas durch die europäischen Grossmächte und die Vereinigten Staaten brach das Bildungswesen in der Mitte des 19. Jahrhunderts fast völlig zusammen und die Analphabetenrate lag bei 80 Prozent. Nach der Wiedervereinigung Chinas im Jahre 1928 begann die Kuomintang Partei mit einer landesweiten Schulreform, um die Entwicklung der Republik und der Wirtschaft zu fördern. Der Chinesische Bürgerkrieg (1927-1949) verhinderte die Umsetzung dieser Pläne.

Schwieriger Wiederaufbau nach sowjetischem Muster

Nach der Gründung der Volksrepublik China im Oktober 1949 wurde zuerst die Grundschule nach dem Vorbild der Sowjetunion mit einer allgemeinen Schulpflicht eingeführt. Später wurden die Universitäten mit Hilfe sowjetischer Berater aufgebaut. Die Lehrmittel wurden aus der Sowjetunion importiert und übersetzt. Ebenso wurde deren Fächerkanon an den Schulen und Universitäten übernommen. Trotz grossen Anstrengungen der Kommunistischen Partei Chinas gelang es vorerst nicht, ein flächendeckendes Schulsystem einzuführen. Um das Analphabetentum besiegen zu können, wurden von 1949 bis 1951 über 60 Millionen Bauern an Winterschulen unterrichtet. In den 1950er Jahren entstanden in den Städten der neuen Volksrepublik China eine Reihe von berufsbildenden Facharbeiter- und Fachmittelschulen nach dem Vorbild der Sowjetunion. In diesen Schulen lernten die für den Wirtschaftsaufbau dringend benötigten Arbeitskräfte als Erstes Lesen und Schreiben. Bis 1957 besuchten fast 50 Prozent aller Schüler der Mittelschulstufe diese berufsbildenden Schulen. Die Ausrichtung des Bildungswesens am sowjetischen Vorbild endete mit dem gegenseitigen Konflikt (1950er bis 1980er Jahre).

Mit der Kampagne des „Großen Sprungs nach vorn“ von 1958 bis 1961 sollten die drei Unterschiede Land-Stadt, Kopf-Hand, Industrie-Landwirtschaft eingebnet werden. Als Gegenreaktion und Kritik am sowjetischen Modell, das sich vor allem auf die Industrie konzentrierte, wurden in China sämtliche Programme auf die Landregionen zugeschnitten.



Dazu wurden überall, wenig beliebte, landwirtschaftliche Mittelschulen (Arbeits- und Lernschulen) eingerichtet, bei denen neben dem Lernen auch gearbeitet wurde (Schulgarten, Fabriken). 1965 besuchten rund 85 Prozent der sechs- bis zwölfjährigen Chinesen eine Grundschule. Die Lehrerausbildung hinkte der gestiegenen Schülerzahl hinterher und verschlechterte das allgemeine Bildungsniveau. Bei den Hochschulen nahmen die Neugründungen und die Studentenzahlen zu.

Erneuter Niedergang durch die Kulturrevolution

Die „Kulturrevolution“ von 1966 bis 1976 führte zum erneuten Niedergang des Bildungswesens. Fast alle Schulen des Landes und die Universitäten waren längere Zeit geschlossen. Schüler und Studenten wurden politisiert, statt Aufnahmeprüfungen gab es politische Empfehlungen, um damit eine Elitebildung verhindern zu können. Die Hochschulausbildung wurde auf drei Jahre verkürzt und die Studenten für einen vorgängigen zweijährigen Arbeitseinsatz in der Landwirtschaft verpflichtet.

Reform- und Öffnungspolitik

Bildung und Erziehung in der Volksrepublik China sind zu Beginn des 21. Jahrhunderts von den Ideen von Konfuzius, Menzius, Mao Zedong und Deng Xiaoping geprägt. Nach Maos Tod erfolgten ab 1978 im Zuge der Reform- und Öffnungspolitik mehrere Schulreformen. Die Schulzeit wurde sukzessive auf zwölf Jahre erweitert und der zweijährige Arbeitseinsatz für Hochschulbewerber entfiel.

Ab Mitte der 1980er Jahre investierte der chinesische Staat grosse Summen in sein Bildungssystem. Der im Mai 1985 veröffentlichte „Beschluss über die Reform des Bildungswesens“ bildet bis heute die Grundlage für das Schulsystem. 1986 wurde eine allgemeine neunjährige Schulpflicht eingeführt. Auf der Grundlage des Bildungsgesetzes von 1995 und des Berufsbildungsgesetzes von 1996 soll der Forderung nachgekommen werden, dass möglichst jeder chinesische Arbeitende beim Eintritt ins Berufsleben über eine berufliche beziehungsweise schulische oder gar akademische Ausbildung verfügt. Weitere Schulreformen erfolgten in den Jahren 1996, 1999 und 2006.

Dezentrale Bildungshoheit

Das Ministerium für Bildung in Peking, welches die Rahmenkompetenz für Strukturen im Schul- und Hochschulwesen ausübt, ist die oberste Bildungsbehörde. Deren Befugnisse wurden in den 1990er Jahren zugunsten der verfassungsrechtlich garantierten Autonomie-rechte der Provinzen reduziert. Diese können Bildung in finanzieller, personeller und inhaltlicher Hinsicht grundsätzlich autonom umsetzen.

China nimmt am UNESCO Bildungsprogramm „Education for All“ (EFA) teil. Es hatte 2001 einen Alphabetisierungsgrad von 98 Prozent der Bevölkerung erreicht. Seit der Bildungsreform von 2006 dürfen während der Schulpflicht keine Schulgebühren und Extragebühren (Nachhilfestunden) an Schulen erhoben werden.

Freiwilliger Kindergarten

Der Besuch des Kindergartens ist freiwillig und wird von Städten, Gemeinden, Kirchen, Betrieben und Privaten angeboten. Er kann im Alter von drei bis fünf Jahren beginnen und dauert bis zum sechsten oder siebten Lebensjahr. Im Vordergrund steht eine altersgerecht emotionale Erziehung, die Kinder pädagogisch und sozial auf den Besuch der Grundschule vorbereitet. Kindergartenlehrer besuchen vier Jahre lang eine berufsbildende Sekundarschule. Im Kindergarten unterrichten drei Kindergärtnerinnen eine Gruppe von etwa 35 Kinder.

Sechs Jahre Grundschule

Die Grundschule, meistens als Ganztageschule, dauert sechs Jahre, in ländlichen



Gegenden teilweise fünf. Die Kinder werden mit sechs oder sieben Jahre eingeschult. Die Anzahl der Schulstunden beträgt 26 bis 30 pro Woche, eine Unterrichtseinheit dauert 50 Minuten. Zu den Fächern gehören: Chinesisch, Mathematik, Sport, Naturwissenschaften, Musik und Kunst und ab der 3. Klasse Englisch. Konfuzianische Lehrinhalte sind Teil des schulischen Bildungskonzeptes.

Sechs Jahre Sekundarstufe

Die Sekundarbildung an den Mittelschulen ist aufgeteilt in drei Jahre Unterstufe und drei Jahre Oberstufe. Dies können allgemeinbildende und berufsbildende oder technische Mittelschulen sein. Der Fächerkanon umfasst: Chinesisch, Mathematik, eine Pflichtfremdsprache (meist Englisch), Physik, Chemie, Biologie, Technik, IT, Sport, Kunst, Musik, Ethik, Wirtschaftskunde, Geschichte und Erdkunde. Eine Unterrichtseinheit beträgt 45 Minuten; pro Woche 35 Unterrichtseinheiten.

Effizienter Klassenunterricht, effektives Lernen

In der Praxis sind unsere „neuen Formen“ des Unterrichtens und Lernens in China bisher nur in begrenztem Umfang implementiert worden. Die Unterrichtsinhalte sind klar vorgegeben und daher praktisch identisch an allen Schulen. Es wird sehr nahe am Schulbuch gearbeitet. Wissensabfragen und Tests führen dazu, dass die Richtigkeit der Ergebnisse wichtiger sind als die Lernprozesse. Informations- und Kommunikationstechnologien werden meist nur von den Lehrkräften eingesetzt (Powerpoint-Präsentationen). Gemeinsamer Klassenunterricht, das Abfragen kurzer Antworten sowie das Antworten und Wiederholen im Chor sind weit verbreitete Unterrichtstechniken. Auswendiglernen, wiederholen und exaktes Einprägen ist nach chinesischer Auffassung eine ausgezeichnete Übung zur Ausbildung von zusätzlichen Fähigkeiten wie Geduld, Ausdauer und Konzentration auf eine bestimmte Sache wie das Schreiben und Lesen der komplexen chinesischen Schriftzeichen. Selbständiges Arbeiten und Gruppenarbeit werden seltener und nur kurz eingesetzt.

Wertschätzung von Lernen, Lehrern und Bildung

Eine internationale Forschungsstudie zeigt, was China und die anderen ostasiatischen Länder auszeichnet: Sie halten gute Leistungen nicht für nur auf die Schülergruppe mit hoher Intelligenz begrenzt, sondern pflegen eine demokratischere Einstellung: Fleiss und effektives Lernen eröffnen allen SchülerInnen ausgezeichnete Lernperspektiven (Konfuzius). Schulische Erfolge sind ihrer Überzeugung nach aber keineswegs eine Folge von Strebertum, das heisst von ehrgeizigem Egoismus. Leistungsstarken Schülern werden hohe soziale Kompetenzen zugeschrieben. Es ist attraktiv, in China gute Leistungen zu bringen.

Chinesischen Schüler gehen, nicht wie bei uns, automatisch davon aus, dass ein Klassenkamerad mit sehr guten Leistungen über eine besonders hohe Intelligenz verfügen müsse. Dies stimmt mit der in vielen Studien gefundenen Überzeugung in asiatischen Kulturen überein, dass gute Leistungen vor allem Früchte von Fleiss und effektivem Lernen sind. Das hat wenig Ähnlichkeit mit unserem westlichen Druck-Drill-Debut-Stereotyp über das chinesische Bildungswesen. Gesellschaftlich genießt der Beruf des Lehrers hohe Anerkennung, weil Wertschätzung gegenüber Lehrenden ein Aspekt der chinesischen Lerntradition ist.

Bei uns werden leistungsstarke Schüler für tendenzielle Streber gehalten, die sozial wenig kompetent sind, und man glaubt, dass ohne eine hohe Intelligenz die Aussichten auf sehr guten schulischen Erfolg klein wären. Wie auch die PISA-Studie zeigt, bringen asiatische Länder klar bessere schulische Leistungen, sie sind sogar in manchen Fächern um Schuljahre voraus. **Es scheint daher höchste Zeit, dass wir uns ganz nüchtern fragen, was wir von China, dem Patentweltmeister und klaren PISA-Sieger lernen können.**

**Quellen:**

Barbara Schulte: China. In: *Die Bildungssysteme der erfolgreichsten PISA-Länder: China, Finnland, Japan, Kanada und Südkorea*. Lund University, Schweden 2017.

Albert Ziegler, Bettina Harder, Susanne Trotter: *Chinas Erfolg bei PISA: Zufall oder Artefakt?* Landesweite Beratungs- und Forschungsstelle für Hochbegabung an der Universität Erlangen-Nürnberg 2014.

https://de.wikipedia.org/wiki/Schulsystem_in_der_Volksrepublik_China#cite_note-bc-7

<https://blog.hueber.de/unterrichten-in-china-respekt-vor-dem-lehrer/>

Plädoyer für ein eigenständiges Fach Geschichte

Zeit-Fragen 19.5.2020, René Roca

Der Lehrplan 21 (LP 21) ist nun bis auf den Kanton Aargau in der gesamten Volksschule der Deutschschweiz eingeführt. Dazu gehören auf der Oberstufe (Sek I) auch Sammel-fächer. Nun gibt es also in den meisten Kantonen unter anderem anstatt Geschichte und Geographie das Sammelfach «Räume, Zeiten, Gesellschaften» (RZG). Schweizer Geschichtsdidaktiker werden dafür zu Recht von ausländischen Kollegen ausgelacht. Das Fach Geschichte verschwindet, obwohl es für die Volksschule das zentrale Fundament für unser direktdemokratisches politisches System legt und eine wichtige integrative Funktion besitzt, gerade auch für Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund.

Der Wert des traditionellen, historisch gewachsenen Fächerkanons, dazu gehört auch das eigenständige Fach Geschichte, kann nicht genug betont werden. Er ist eine Frucht unserer Wissenschaftsgeschichte. Resultat ist eine Struktur des Wissens, die an Schulen, aber auch in Bibliotheken und den Universitäten sofort augenfällig wird. Das Wissen ist kein Sammelsurium, das einfach unter einem beliebigen Begriff neu «zusammengestellt» werden kann. Ein interdisziplinäres Arbeiten ist erst möglich, wenn strukturiertes Grundlagenwissen vorhanden ist. Speziell an der Oberstufe der Volksschule, aber auch schon an der Primarschule ist es nötig, dass kontinuierlich historisches Wissen vermittelt wird.

Aktuelle Stoffpläne für das Fach RZG in diversen Kantonen zeigen, dass konkret im Unterricht «Geschichte» nur noch in einzelnen Fragmenten erkennbar ist, deren Gewichtung – ausser ein paar verbindlichen Inhalten – nicht festgelegt, sondern in das Ermessen der einzelnen Lehrpersonen gelegt ist. Verzichtet man so auf den Begriff «Geschichte», so verzichtet man auf die Spezifik historischen Denkens. Wenn primär ein thematischer und damit meist willkürlicher Zugang zu Geschichte gesucht wird, geht das zulasten eines Bewusstseins von Chronologie und Orientierung in der Zeit. Geschichtsbewusstsein und historisches Denken bleiben auf der Strecke. Die letztlich Leidtragenden sind die Schülerinnen und Schüler. Noch ist Zeit, mittels kantonalen Initiativen diesen Unsinn zu stoppen (siehe Kanton Baselland) und das Fach Geschichte wieder als eigenständiges Fach an der Oberstufe zu führen.



Der Geschichtsunterricht braucht einen kräftigen Anschub

Schweizerzeit 22.5.2020, Hanspeter Amstutz

Peter Gautschi, Professor für Geschichtsdidaktik, hat sich in der «NZZ» vom 25.4.2020 in einem ausführlichen Interview zum Geschichtsunterricht an unseren Volksschulen geäussert.

Gautschi geht im Interview auf Distanz zu den traditionellen historischen Erzählungen und kritisiert die Kompetenzvermittlung durch Quellentexte. Er bewegt sich damit auf einer «mittleren Linie». Im Geschichtsunterricht sieht er aktuell die grosse Herausforderung darin, anstelle spekulativer Narrative (Beispiel überhöhte Heldengeschichten) Erzählungen zu finden, die auf Fakten beruhen und nicht «ins Ideologische» kippen. Ich stimme ihm zu, dass bildendes Erzählen («Storytelling») auch ohne mythische Überhöhung die zentrale Rolle in einem lebendigen Geschichtsunterricht übernehmen muss.

Grosser Nachholbedarf

Weniger rosig sehe ich Professor Gautschis qualitative Einschätzung des Geschichtsunterrichts an der Volksschule. Das Fach Geschichte ist bei den Verteilungskämpfen um Lektionenanteile und bei der Selbständigkeit als Studienfach völlig zwischen Stuhl und Bank gefallen. Mit nur einer wöchentlichen Geschichtslektion in der Sekundarschule kann geschichtliches Wissen nur bruchstückhaft vermittelt werden. Von einer für Jugendliche verständlichen Entwicklung der modernen Schweiz von 1848 bis in die Gegenwart kann kaum noch die Rede sein. Dabei ist die moderne Schweizer Geschichte eine Fundgrube für politisch relevante Ereignisse, wenn diese didaktisch gut aufbereitet werden. Zwar finden sich in den neuen Lehrmitteln gute Anregungen für entdeckendes Lernen, doch bei der Förderung der bildunterstützten Erzählkunst besteht in der Aus- und Weiterbildung der Lehrpersonen grosser Nachholbedarf.

Den festgefahrenen Karren anschieben

In der Praxis hat der elementare Geschichtsunterricht den Weg nach der «Dekonstruktion» (sprich Zerstörung) der Mythen noch nicht gefunden. Aus dem Bedenken heraus, das Erzählen von fragwürdigen Ereignissen aus der Schweizer Urgeschichte sei nicht zu rechtfertigen, hört der Geschichtsunterricht in vielen sechsten Klassen nach dem Thema «Ritter und Burgen» einfach auf. Die bewegte Sturm- und Drangzeit der Alten Eidgenossenschaft bleibt ein weisser Fleck.

Dies wäre eher zu verschmerzen, wenn dafür identitätsstiftende Alternativen wie die grossartige Geschichte der Gotthardbahn oder ausgehend von einem lokalen Fabrikweiher ein Stück Schweizer Wirtschaftsgeschichte vermittelt würden. Primarschüler lassen sich für viele geschichtliche Themen begeistern, wenn im Kern einer Lektion eine wahre Geschichte steckt.

Der festgefahrene Karren des Geschichtsunterrichts benötigt dringend einen kräftigen Anschub. Dafür braucht es ein schülergerechtes Bildungsprogramm mit zusammenhängendem Basiswissen, eine fachspezifische Ausbildung der Lehrpersonen und eine Aufstockung der Lektionenzahl. Nur so wird es gelingen, dem kulturbildenden Fach Geschichte wieder den gebührenden Platz an unseren Schulen einzuräumen.



So erlebten Oberländer Lehrer die Rückkehr an die Schule

Züriost, 11.05.2020, Fabia Bernet

Seit einer Woche folgen die Schülerinnen und Schüler wieder dem Ruf des Schulgongs. Wochenlang unterrichteten die Lehrer virtuell. Der Schulalltag habe sich verändert, sagen sie. Doch die neue Situation biete auch Chancen.

Wie nach den Sommerferien sei es gewesen, die Rückkehr an die Schule nach dem Lockdown. So beschreiben es diverse Oberländer Lehrer. Nur war die Pause vom Alltag länger als fünf Wochen, die Kindergesichter sind nicht braungebrannt und eigentlich hat man sich ja erst grad noch gesehen, virtuell zwar, mit Ferien hatte der Lockdown aber wenig zu tun.

Seit Montag sind die meisten Schulen wieder offen. Halbklassenunterricht, kein Händeschütteln, keine Schulveranstaltungen oder -Lager. Normalität ist noch nicht eingeleitet. «Die Realität mit Schutzmassnahmen hat uns distanziert starten lassen», sagt Daniel Enzler, der in Pfäffikon eine 3. Sek A unterrichtet.

Unsicherheiten auflösen

Franziska Zuppiger, Schulleiterin der Rudolf-Steiner-Schule in Wetzikon, hatte unterschiedliche Erlebnisse am ersten Schultag. Die einen Schülerinnen und Schüler seien ganz fröhlich und unbeschwert gewesen, andere dagegen seien verunsichert gewesen und hätten nicht darüber sprechen wollen.

«Eine Schülerin traute sich nicht, mich direkt anzuschauen und wandte sich immer wieder ab», sagt Zuppiger. Erst im Verlaufe des Gesprächs habe sie ihre Unsicherheit etwas auflösen können, was sie sichtlich erleichtert habe.

Mitteilungsdrang bei Kindern

Nicht jede Klasse liess das Erlebte Revue passieren. «Wir haben nur kurz über den Lockdown gesprochen. Dadurch, dass ich mich sowieso täglich mit den Schülerinnen und Schülern ausgetauscht habe, gab es wenig, was ich noch nicht gewusst hätte», sagt Pfäffiker Seklehrer Marc Werner.

In der Dorfschule Gutenswil und der Sekundarschule Lindenbühl in Volketswil hingegen haben die Lehrpersonen mit den Klassen die Eindrücke der vergangenen Wochen beleuchtet und besprochen, sagt Schulleiterin Lilian Lehmann. «Es ist wichtig, nach der langen digitalen Phase in den mündlichen Austausch zu kommen und die Schülerinnen und Schüler dort abzuholen.» Die Mitteilsamkeit sei vor allem auch bei kleineren Kindern sehr gross, die gelte es zu nutzen.

«Superruhig im Klassenzimmer»

Die Mitteilsamkeit nimmt aber scheinbar grundsätzlich eher ab. Anstatt dem üblichen Krach hat sich eine Stille in den Schulräumen eingenistet. Da sind sich die Lehrer einig. «Es ist gewöhnungsbedürftig. Es ist viel ruhiger. In der Klasse, auf den Gängen, überall», sagt Marc Werner. «Eine Halbklassenzimmer zu unterrichten ist total anders. Es ist superruhig im Klassenzimmer», bestätigt sein Kollege Daniel Enzler.

Chiara Beer, die im Wetziker Schulhaus Egg eine 2. Klasse unterrichtet, sieht in den Halbklassen eine Chance. «Ich habe mehr Zeit, mich einzelnen Schülerinnen und Schülern zu widmen, was sie sehr geniessen.» Es ermögliche ihr, den Lernstand zu erfassen und sie dort aufzufangen, wo sie stünden.

Geringerer Wissenstand

«Der Wissensstand im Thema scheint nach zwei Überprüfungen geringer als sonst», sagt Claude Bühler, der in Pfäffikon eine Sekklasse hat. Er sagt auch, dass ihm die Lockerheit und Routine fehlen, im neuen Umfeld zu unterrichten.



Vor einem anderen Problem steht Franziska Zuppiger. Zwar funktioniert der Unterricht in den Halbklassen relativ gut. «Allerdings ist es für uns als Steiner Schule sehr schwierig, ja praktisch unmöglich, unser Hauptinstrument, den Epochenunterricht, umzusetzen.»

Die Schule verfolgt eigentlich den Ansatz, dass während eines gewissen Zeitraums nicht mehrere Fächer nebeneinander unterrichtet werden, sondern dass man sich währenddessen auf nur ein spezifisches Thema oder Fach fokussiert.

Gestaffeltes Pausemachen

Der Unterricht vor der Hälfte der Klasse bedeute auch einen grösseren Aufwand für die Lehrer, sagt der Pfäffiker Lehrer Marc Werner. «Diejenigen, die grad nicht vor Ort sind, müssen ja auch irgendwie beschäftigt werden.»

Durch die Halbklassen hat es nicht nur in den Klassenzimmern weniger Kinder, auch die Pausenplätze sind vergleichsweise leer. «Die Kinder machen gestaffelt Pause. Dabei stehen den jeweiligen Klassen unterschiedliche Areale zur Verfügung, damit nicht zu viele Kinder in grossen Gruppen zusammen sind. Die jeweilige Lehrperson überwacht das dann», sagt Philip Jenni, Leiter der Rütner Schule Oberdorf.

Heftiger Ansturm

Nicht immer ist es aber möglich, den nötigen Abstand zu wahren. Der Kanton habe schon angekündigt, dass das Einhalten der Abstandsregeln auf Kindergarten- und Unterstufe nicht konsequent umsetzbar sein wird, so Jenni.

Das hat auch die Volketswiler Schulleiterin Lilian Lehmann beobachtet: «Viele wollten beispielsweise die Kindergärtnerin umarmen, als sie sie zum ersten Mal nach langer Zeit wieder sahen.» Der erste Ansturm sei heftig gewesen und die Schülerinnen und Schüler hätten beim Eintreten ins Zimmer jeglichen Abstand zueinander trotz Markierungen und Bändern vergessen, sagt der Pfäffiker Seklehrer Claude Bühler.

Von Lockdown profitiert

Seinen Schülern hat Bühler dann die Frage gestellt, wie sie den ersten Schultag wahrgenommen haben. «Man ist es sich nicht gewohnt, also klappt es noch nicht so gut. Es ist aber lustig», sagt einer. Ein Mitschüler findet es «ein bisschen komisch», dass man nun am Einzelpult sitzen und direkt beim Reinkommen die Hände waschen müsse.

Trotz der Freude am Schritt in Richtung Normalität wird die Zeit im Lockdown und mit dem Fernunterricht vielen positiv in Erinnerung bleiben. Einige Schüler hätten sehr davon profitiert, da sind sich die Oberländer Lehrer einig.

Bewegung zwischendurch

«Einige Schüler sind förmlich aufgeblüht zu Hause. Sie hatten weniger Ablenkung durch Klassenkollegen, konnten sich zwischendurch mal bewegen oder mit einem Fussball jonglieren», so Marc Werner, der in Pfäffikon eine 3. Sek A unterrichtet.

Diese Einschätzung teilt sein Kollege Daniel Enzler. «Die meisten Jugendlichen äussern sich sehr positiv zu dieser Fernlernzeit. Es hängt sicher auch damit zusammen, dass der ganze Alltag etwas ruhiger wurde und der Unterricht am Morgen nicht so früh startete, wie üblich.»

Telefonat ersetzt keine Lehrer

Nicht nur die Schüler, sondern auch ihre Lehrer haben vom Fernunterricht profitiert. Die Wetziker Unterstufenlehrerin Chiara Beer hat in dieser Zeit gelernt, dass ein Anruf sie als Lehrperson nicht ersetzen könne.

«Wenn ich im Schulzimmer bin, sehe ich nicht nur, ob alle Kinder da sind, sondern auch wie sie sich fühlen und wie die Stimmungslage ist.»



Eine Woche Corona-Schule - die Bilanz

Tages-Anzeiger 16.5.2020, Philippe Reichen, Jacqueline Büchi und Claudia Blumer

Neuer Alltag im Klassenzimmer • Hier patrouillieren Lehrerinnen mit Plexiglasvisier und Gesichtsmaske durch die Reihen, dort verzichten Lehrer auf jeglichen Schutz. Hier unterrichten sie in Halbklassen, dort ist jeder Platz besetzt. Die Schweizer Schulkinder fanden sich nach dem Lockdown in höchst unterschiedlichen Realitäten wieder.

Als «Ritter gegen das Coronavirus» hatte sich ein Lausanner Primarschullehrer vor dem Neustart am 11. Mai angekündigt. Entsprechend ausgerüstet und gekleidet tauchte er zur Wiederaufnahme des Unterrichts auf: mit Plexiglasvisier und Gesichtsmaske. Aus dem Hosensack ragte eine grosse Flasche mit Desinfektionsgel. Die Fenster des Schulzimmers liess er den ganzen Montagmorgen geöffnet, um den Raum durchzulüften. Die Kinder froren.

Seine Klasse wurde auf fünf Schülerinnen und Schüler pro Halbtage reduziert. Als sie bei der Schule ankamen, trommelte der Lehrer sie hinter dem Schulhaus zusammen und liess sie in einer Kolonne warten. Die Kinder sahen ihn mit grossen Augen an. Die Augen wurden noch grösser, als er kurzerhand den Regenschirm in Richtung Schüler-Kolonne aufspringen liess. Vom Handgriff bis zur Schirmspitze waren es zwar keine zwei Meter. Doch die Distanz schien den Pädagogen zu beruhigen. Dann marschierten der Lehrer und seine Miniklasse im Gänsemarsch durch einen Seiteneingang ins Gebäude.

Diese Woche liessen Lehrer ihrer Kreativität vielerorts freien Lauf, um die Schüler auf Distanz zu halten. Die Zeitung «Le Quotidien Jurassien» berichtete, wie im Dörfchen Rossemaison Lehrer Plexiglasverschalungen auf ihren Pulten aufbauten und die Böden ihrer Schulzimmer mit Sicherheitslinien verklebten. Hinter den Verschalungen wirken Lehrer wie Angestellte an Bankschaltern.

Ein ganz anders Bild bot sich zum Schulstart in der Gemeinde Zumikon: Auf dem Pausenplatz vor der Schule wurde gelacht und gescherzt, wie mehrere Medien berichteten. Schüler zogen sich an den Haaren. Es gab weder einen Appell, noch mussten sich die Schüler in einer Kolonne aufstellen. Stattdessen stürmten sie Seite an Seite ins Schulhaus, wo sie eine Überraschung erwartete. Die Schule offerierte zur Feier des Tages Weggli für alle. Die Lehrer wollen die Zeit nach dem Lockdown hier entspannt angehen.

Tatsächlich legt jeder Kanton und jede Schule die Schutzvorschriften wieder etwas anders aus. Eine Übersicht:

Halbklassen/Ganzklassen

Sind die Klassenzimmer halb voll oder halb leer? Das ist in der Schweiz keine Frage des Optimismus, sondern des Kantons: Während die meisten Deutschschweizer Kantone wieder regulär mit Vollklassen starteten, setzen St. Gallen und Zürich auf Halbklassen. Einen Sonderweg ging Bern, das die Schulzimmer an den ersten zwei Tagen nach dem Lockdown nur halb füllte und danach zum regulären Modell überging.

In der lateinischen Schweiz gilt derzeit in sämtlichen Kantonen das Halbklassenmodell, «damit die Schüler die Corona-Regeln verinnerlichen», wie es aus den Bildungsdepartementen heisst. Thomas Minder, der Präsident des Verbands Schulleiterinnen und Schulleiter Schweiz (VSLCH), hat dafür allerdings wenig übrig: «Der Halbklassenunterricht scheint gewisse Gemüter zu beruhigen - aus logischer Sicht kann ich ihm nicht viel abgewinnen.» So verbrachten die Kinder ihre freie Zeit mit anderen Kindern («Wer könnte es ihnen verübeln?»), zudem gebe es Eltern, die weiterhin stark mit Betreuungsaufgaben belastet seien, weil ihre Kinder nun tageweise alternierend in der Schule sind.



Der St. Galler Bildungsdirektor Stefan Kölliker verteidigt das Modell: Die Kinder seien nach zwei Monaten Heimunterricht unterschiedlich gerüstet für den Wiedereinstieg. «Mit dem Halbklasseneinstieg können wir sie dort abholen, wo sie sind, und gezielt fördern.» Er wisse, dass nicht alle Eltern glücklich seien. Inzwischen hätten sich aber viele Familien damit arrangiert.

Mit den unterschiedlichen Lernfortschritten der Schülerinnen und Schülern argumentiert auch der Basler Bildungsdirektor Conradin Cramer, der das Vollklassenmodell in seinem Kanton gegen den Widerstand von Lehrkräften und Schulleitern verteidigte. «Gerade aus bildungspolitischer Sicht ist es eminent wichtig, die Schule möglichst schnell wieder vollständig in Betrieb zu nehmen. In der Volksschule akzentuieren sich die Unterschiede, die es ohnehin schon gibt, in einer Krisenzeit wie dieser noch stärker.» Nach seinen Rückmeldungen habe sich das Vollklassenmodell bewährt, sagt Cramer. 98 Prozent der Schülerinnen und Schüler sowie 96 Prozent der Lehrkräfte seien zum Unterricht erschienen.

«Selbstverständlich gab es in den letzten beiden Wochen im Aargau Stimmen, die den Schulstart mit Vollklassen für unverantwortbar hielten», sagt auch Bildungsdirektor Alex Hürzeler. «Angst ist aber immer ein schlechter Ratgeber.» Die Schule habe sich wie schon beim Lockdown in kurzer Zeit auf die neue Situation eingestellt. Sie sei äusserst lern- und anpassungsfähig.

Abstandsregeln

Der Bund schreibt zwar zwischen Lehrern und Kindern einen Mindestabstand von zwei Metern vor. Die Kinder untereinander müssen allerdings keinen Abstand einhalten - insbesondere wenn sie unter 10-jährig sind. Bei den grösseren Kindern können die Kantone selber entscheiden, ob sie einen Abstand einfordern oder nicht.

Dies führte bereits zu Kontroversen: Ein im «Blick» veröffentlichtes Leserfoto zeigte, wie sich Kinder in einer Schwyzer Schule dicht an dicht durch die Gänge zwängten. Zum grossen Ärger einer Mutter, für sie sind die Zustände an der Schule schlichtweg «eine Katastrophe».

Weniger drastisch drückt es Lehrerpräsidentin Dagmar Rösler aus. Doch auch sie sagt: «Hierzu gibt es widersprüchlich Aussagen. Einerseits heisst es, insbesondere kleine Kinder müssten sich in der Schule so normal bewegen können wie nur möglich. Gleichzeitig sind im Sportunterricht vielerorts Spiele mit Körperkontakt verboten. Fussball oder Basketball ist somit tabu.» Auch die Pausen würden häufig gestaffelt organisiert, aber nicht überall. Das stiftete bei Eltern und Lehrpersonen Verwirrung.

Schutzmaterial

Das Schutzkonzept des Bundes hält fest, für Kinder sei das präventive Tragen von Hygienemasken nicht sinnvoll. Bei Erwachsenen könne diese Massnahme jedoch in gewissen Situationen in Betracht gezogen werden. Auch diesen Passus legen die Kantone höchst unterschiedlich aus. So bieten manche Kantone den Lehrern proaktiv Schutzmaterial an. So stehen die Lehrer in manchen Schulen mit Plexiglasvisieren vor den Klassen, in anderen tragen sie gar keine Schutzaccessoires.

Überall vorgeschrieben sind ausgebaute Reinigungsmassnahmen. Das Desinfizieren von Möbeln, Türfallen et cetera nach jeder Lektion koste sicher 10'000 Franken zusätzlichen Reinigungsaufwand pro Monat, sagt Schulleiterverbands-Präsident Thomas Minder. Und dies allein an «seiner» Schule in Eschlikon TG mit 500 Schülern. «Man kann sich also vorstellen, was für ein Aufwand das kantons- oder gar schweizweit ist.»

Doch Minder sagt auch: «Im Fokus sollen nicht die hohen Zusatzkosten stehen. Zum jetzigen Zeitpunkt ist es angezeigt, erhöhte Hygienemassnahmen umzusetzen.» Ausserdem könne man es auch so sehen: «Reinigungspersonal bekommt Arbeit. Und



Arbeit ist wichtig.»

Ob die Massnahmen nun strenger oder weniger streng ausfallen: Das Coronavirus dominiert auch den Schulalltag. Damit die Schüler trotzdem zu einem normalen Leben zurückfinden, hat der Kanton Waadt zum Neustart am 11. Mai das Computerspiel «Coronaquest» lanciert. Es ist ein virtuelles Kartenspiel, das in zehn Sprachen gespielt wird, darunter auch auf Deutsch. Jeder kann gegen das Coronavirus antreten.

Das Ziel ist es, dem Virus, das mit Fieber-, Husten- und Angstattacken operiert, die Lust und Möglichkeit zu nehmen, sich zu verbreiten. Eine Partie ist gewonnen, wenn das Virus aufgibt. Das Spiel kommt an. Seit Montag sind über 30'000 Spieler in über 115'000 Partien gegen das Virus angetreten. Virtueller ist das Coronavirus tausendfach besiegt worden. In der realen Welt dauert der Kampf weiter an.

Erkenntnisse aus einem sehr privaten Seminar

NZZ am Sonntag 17.5.2020, Meinungen, Gastkolumne von Caspar Hirschi

Die digitale Universität sorgt zwar für erfrischende Nähe zwischen Professor und Studierenden. Ein grosser Mangel aber bleibt

Dank Corona unterrichte ich an der Universität St. Gallen Katzen auf Kletterbäumen und Studenten im Schützengraben. Jeden Donnerstag um zwölf reisse ich kurz die Fenster auf, rufe den Töchtern durchs Treppenhaus zu, den Lärmpegel zu senken, schliesse die Bürotür, setze mich vor den Bildschirm und eröffne die Seminarsitzung. Mir gegenüber sitzen dreissig junge Menschen in dreissig kleinen Rechtecken, manche in der Küche, andere im Garten, dritte im Schlafzimmer. In den folgenden vier Stunden besprechen wir einen Historienfilm, den alle in den Tagen zuvor gesehen haben, und hinterfragen ihn anhand von geschichtlichen Quellen und wissenschaftlichen Studien. Das Seminarprogramm spannt einen Bogen von «Gladiator» über «Der Name der Rose» und «Mad Men» bis zu «Hotel Ruanda».

Die Plattform, auf der ich unterrichte, hat den Automatismus, dass jene, die gerade reden oder sich bewegen, gross im Bild erscheinen. So kommt auch die Katze, die vom Kletterbaum auf den Schoss einer Studentin heruntersteigt, zu ihren fünfzehn Sekunden Seminarberühmtheit. Noch kurioser wird die Online-Lehre durch die Möglichkeit, sich ein eigenes Hintergrundbild zu fabrizieren. Wer eine virtuelle Zeitreise antreten will, kann sich vor eine historische Kulisse nach Wahl setzen: Als wir «Im Westen nichts Neues» und «1917» besprechen und einzelne Szenen in Gruppen betrachten, harrt ein Student bei Maschinengewehrfeuer und Artillerieeinschlag entspannt im Schützengraben aus. Die Umstellung auf virtuellen Unterricht hat den seltsamen Effekt, dass wir uns beim Betrachten von Filmen selber in einem Film befinden. Die medialen Welten verwischen sich.

Im März, als alle Hochschulen von einer Woche auf die andere ihre Kurse in reine Onlineformate umwandeln mussten, hatte ich den Studierenden noch verkündet, es sei ein Ding der Unmöglichkeit, unser Seminar ohne massive Qualitätseinbussen im Internet fortzuführen. Mir graute vor der Idee, am Bildschirm in grosser Runde vier Stunden lang über Geschichtsfilm zu diskutieren, und ich konnte mir nicht vorstellen, wie wir gemeinsam Filmszenen anschauen und analysieren würden. Zudem fanden in jeder Sitzung benotete Debatten statt, in denen die Studierenden zu einer These über den Film spontan Stellung beziehen mussten. Diese spielerischen Streitgespräche ohne persönliche Präsenz und räumlichen Rahmen abzuhalten, schien mir absurd.

Zum Glück haben wir es dann trotzdem versucht, und siehe da, es hat viel besser



geklappt als befürchtet. Zwar gelang es nicht, Filmausschnitte gemeinsam anzuschauen, aber ich konnte die Studierenden in Gruppen aufteilen, einzelne Szenen in kleiner Runde betrachten lassen und ihnen anschliessend das Wort erteilen, um ihre Interpretationen vor dem Plenum vorzustellen. Sogar die Debatten vermochten wir weiterzuführen, wenn auch nicht ganz so flüssig wie zuvor. Am meisten verblüffte mich aber, wie die jungen Leute jede Woche bei schönstem Wetter einen ganzen Nachmittag opferten, um vor ihren Geräten über Geschichtsfilme zu reden. Bei keinem Präsenzkurs, den ich in den letzten zwanzig Jahren unterrichtet habe, war die Präsenz so hoch wie hier.

Der digitale Unterricht katapultiert uns zugleich nach vorne und zurück. Wir begegnen uns im virtuellen Irgendwo, befinden uns aber zugleich in privaten Räumen wie im 19. und frühen 20. Jahrhundert, als Professoren die Begabteren unter ihren Studenten zu sich nach Hause einluden, um ihnen im *Privatissimum* die Freuden des Forschens beizubringen. Über mein Mikrofon dringt die Geräuschkulisse des Familienlebens, vom Klavierspiel der kleinen Tochter bis zum Klingen des Zvieri-Glöggli, in die Zimmer der Studierenden. Die Bereiche des beruflichen und privaten Lebens, bisher fein säuberlich getrennt, geraten durcheinander.

Als wir diese Woche aber die Abschlussitzung abhielten, überwog trotz aller Intensität dieser kollektiven Erfahrung der Wunsch, es möge mit dem reinen Online-Unterricht ein baldiges Ende haben. Die Erleichterung darüber, dass alles besser gelaufen war als befürchtet, kippte in Erschöpfung um.

Es stellte sich die Einsicht ein, dass ein Digitalisierungssprung unter Ausnahmebedingungen vor allem eines schärft: das Bewusstsein für die Bedeutung der physischen Präsenz mit all den direkten Blickkontakten und nonverbalen Signalen, ohne die jeder Wortaus-tausch auf die Dauer verarmt. Das gilt gerade dort, wo es ums gemeinsame Gewinnen neuer Erkenntnisse geht.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.

Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm zu den guten Seiten der passiven Zeit – auch nach dem Lockdown.

St. Galler Tagblatt, 11.5. 2020

Eine Ode an die Langeweile

«Digital Detox» – die Entgiftung vom ständigen online sein – war bis vor kurzem besonders aktuell. Entziehungskuren und Detox-Ratgeber wurden zu einer nachgefragten Strategie, die scharenweise Menschen befolgt und sich in eine selbst gewählte, zeitlich befristete Isolation begeben haben. Das Ziel war ein optimiertes Leben in Selbstbestimmung und Ruhe vor E-Mail-Flut, Whatsapp und Co. Über Nacht hat die Coronapandemie diesen Trend ins Gegenteil verkehrt. Im Lockdown geht es darum, wer am besten online erreichbar ist und Homeoffice sowie die neue Rolle als Hilfslehrer der Kinder beim Homeschooling meistert. Und fürs Gemüt stehen Streamingdienste für Serien, Video-Chats und virtuelle Apéros mit Freunden zur Verfügung.

Doch trotz dieses digitalisierten Lebens ist sie plötzlich da, die Zeit, die sich wie Kaugummi dehnt, ausgerechnet jetzt: die Plage der Langeweile. Niemand will sie haben, und schon Kindern graust es vor ihr – dieser frustrierend untätige Zustand, der das Wohlbefinden behindert. Also versucht man, den eintönig gewordenen digitalen Kick mit immer



grösseren Dosen zu beleben. Doch sobald sich Überdross eingeschlichen hat, schlägt die Langeweile zurück.

Auf allen Kanälen wird Langeweile bekämpft. Was tun, wenn man zu Hause bleiben soll, die Schulen geschlossen sind, damit einem nicht die Decke auf den Kopf fällt? Selbst Brot backen! Die Wohnung ausmisten! Mit den Kindern die Lücken in Mathematik stopfen! All die Empfehlungen sind mehr oder weniger kreative Versuche, der Leere zu entgehen. Denn die Abwehr der Langeweile ist ein Grundzug des Menschen und die Wurzel vieler Probleme, das sagte schon der Philosoph Blaise Pascal.

Hat eine reizlos verlaufende Lockdown-Zeit nicht auch seine gute Seite? Peter Bichsel bekannte sich im Interview zu seinem 85. Geburtstag als Liebhaber der Langeweile, weil sie nicht nur die Zeit, sondern auch das Leben lang mache. Auch Friedrich Nietzsche hat einen positiven Blick auf die Langeweile geworfen und sie als unangenehme Windstille der Seele bezeichnet, welche der glücklichen Fahrt und den lustigen Winden vorgehe. Er scheint vorausgeahnt zu haben, was die Neurowissenschaften heute entdecken: Befindet sich der Körper im Autopilot, wird das Gehirn aktiv und schafft neue Nervenverbindungen, die ihrerseits Ideen produzieren und uns Probleme lösen lässt.

«Mir ist sooo langweilig!» Über diese Klage der Kinder könnten sich Eltern auch freuen, anstatt sie in Homeschooling-Erfahrungen auf Rang eins der Hitparade des Grauens zu setzen. Langeweile ist eine positive Triebfeder der Entwicklung, weshalb Mütter und Väter auch im zukünftigen Alltag die Langeweile gelassener ertragen könnten.

Aber nicht nur das. Damit sich Kinder in Zukunft langweilen dürfen, sollte die Erziehungsstrategie angepasst werden. Möglicherweise muss der minutiös geplante Familienalltag hinterfragt werden. Kinder sind von ihm abhängig geworden, weshalb sie Langeweile reklamieren, sobald es kein Programm gibt. Doch als Schlaumeier wissen sie ganz genau, dass bei lautstarkem Klagen Mama und Papa Sofortmassnahmen zur Besspassung der Kinder auf Lager haben. Wir müssen uns deshalb nicht wundern, wenn für manche Kinder die Gleichung gilt: «Mir ist langweilig = Das Problem lösen meine Eltern.»

Langeweile muss nicht des Teufels sein. Die Nach-Corona-Zeit ist deshalb eine Chance, den Begriff Frei-Zeit wörtlich zu nehmen und dem Nachwuchs bewusst Raum für Langeweile zu schaffen. Kinder und Erwachsene brauchen animationsfreie Phasen als positive Quelle für die eigene Entwicklung. Die grösste Herausforderung ist, dass Eltern die Langeweile zulassen und ertragen lernen. Wenn dies gelingt, machen sie ihren Kindern ein langfristiges Geschenk. Wer in der Kindheit lernt, seine Langeweile zu überwinden, nimmt diese Erfahrung mit ins Erwachsenenalter und weiss dann, was man mit sich selbst anfangen kann.

Margrit Stamm, Prof. em. für Pädagogische Psychologie und Erziehungswissenschaft

Detroit Schulen werden nach Klage unterstützt

NZZ 16.5.2020, International

win. Washington · Ein juristischer Streit um das Recht auf grundlegende Bildung in Detroit ist mit einer aussergerichtlichen Einigung beigelegt worden. Wie die Gouverneurin von Michigan, Gretchen Whitmer, am Donnerstag mitteilte, erhalten die Kläger – sieben ehemalige Schüler – je 280 000 Dollar. Dies soll ihnen ermöglichen, in intensiven Schulungskursen ihre Fähigkeiten in Lesen und Schreiben sowie andere schulische Grundlagen nachzuholen. Whitmer verpflichtete sich auch, ein Gesetz vorzuschlagen, das die Detroit Schulen mit einem Spezialprogramm im Umfang von fast 100 Millionen Dollar



unterstützen soll. Die Kläger hatten argumentiert, sie hätten wegen der schlechten Verhältnisse in den Schulen nicht einmal eine grundlegende Bildung erhalten. Ein Berufungsgericht hatte ihrer Klage überraschend recht gegeben. Statt die Sache weiterzuziehen, schlug die Gouverneurin eine Einigung vor.

Maturaprüfung ist nötig

NZZ 11.5.2020, Meinung & Debatte, Leserbriefe

Schülerinnen und Schüler an einem Gymnasium lernen schnell, wie man sich auf eine Prüfung über den Stoff der letzten paar Wochen vorbereitet. Das ist meist nicht sehr nachhaltig, weil man so den Stoff zwar kurzfristig für die Prüfung lernt, aber zu einem grossen Teil bald auch wieder vergisst. Deshalb ist eine schriftliche Maturaprüfung in Fächern wie Mathematik oder Geschichte nötig, denn so muss der gesamte Stoff nochmals so verinnerlicht werden, dass er wenigstens am Tag der Prüfung möglichst vollständig präsent ist («Zürich fährt bei der Maturaprüfung einen Sonderzug», NZZ 2. 5. 20). Das lässt sich nur erreichen, wenn man früh genug mit einem systematischen Plan zu lernen beginnt, und das ist eine der wichtigen Aufgaben der Gymnasiastinnen und Gymnasiasten im letzten Schuljahr. Das ist aber auch eine wichtige Erfahrung für ein anschliessendes Studium, denn das, was man dort lernt, sollte später bei der Berufsausübung auch noch nach Jahren abrufbar sein. Deshalb ist meiner Meinung nach der Entscheid falsch, keine schriftlichen Maturaprüfungen durchzuführen. Bei einem Aufsatz mag die Erfahrungsnote aussagekräftig genug sein, aber bei Fächern mit viel Stoff, der in Etappen gelernt worden ist, genügt sie sicher nicht.

Rainer Hauser, Thalwil

Es erstaunt, aufgrund welcher Argumente die Maturaprüfungen in einigen Deutschschweizer Kantonen wegen der Coronavirus-Situation abgesagt wurden. Da war zu lesen und zu hören, dass die Maturaprüfungen sowieso nur die bereits bestehenden Erfahrungsnoten bestätigten und – allen Ernstes! – nur noch ein «Ritual» seien. Wenn man die Bedeutung der Maturaprüfungen derart kleinredet, um in ausserordentlichen Zeiten auf sie verzichten zu können, kann auch in Normalzeiten getrost auf dieses Ritual verzichtet werden. Ein gewichtiges und grundsätzliches Argument für die Durchführung habe ich in der Diskussion bisher vermisst. Im Gegensatz zu Erfahrungsnoten bieten die Prüfungen, auf Vergleichbarkeit und Ausgewogenheit hin validiert, ein objektiveres Setting: Nur an einer schriftlichen Maturaprüfung wird der Prüfling mit einer im Lehrpersonenteam konzipierten, durch die Maturitätskommission begutachteten und gemeinsam bewerteten Prüfung konfrontiert; nur an der mündlichen Maturaprüfung schaut ein unabhängiger Experte dem Prüfer und dem Prüfling über die Schulter. Und das ist gut so, weil hier Wissen und Können der Maturanden objektiver bewertet und benotet werden als allein aufgrund sogenannter Erfahrungsnoten. Und auch später, wenn die so Geprüften ein Universitätsstudium bestehen und erfolgreich abschliessen wollen, wird es genau darauf ankommen: in einem entscheidenden Moment, objektiv geprüft, Wissen und Können zu beweisen, ohne vorgängige Meriten.

Marcus Castelberg, Luzern



Flickenteppich

NZZ, 14.5.2020, Meinung & Debatte, Leserbrief

Ein neues Unwort macht die Runde: Flickenteppich. Zuerst bei einzelnen Bildungsfunktionären, Radiomoderatoren, und nun auch im NZZ-Kommentar (NZZ 2. 5. 20). Dass bei Matura-Prüfungen gefordert wird, den Prüfungsmodus zu vereinheitlichen, ist verständlich. Aber es geht um weit mehr. Es ging und geht darum, wie sich die Schulen im Lockdown organisieren. Das Unwort deutet mit seiner negativen Konnotation ein Ideal an, demgemäss Schule gemeinde- und kantonsübergreifend nach demselben Muster betrieben werden soll. Gleichschaltung nenne ich das. Dafür gibt es kein einziges Argument. Es gibt vielmehr Argumente dafür, dass Drittklässler aus dem Arbeiter- und Ausländermilieu von Bern Bethlehem und aus dem Oberschichtmilieu der Goldküste situativ unterschiedliche Unterstützung erhalten. Die Organisation dieser Unterstützung ist in Frauenfeld sogar innerhalb derselben Schulgemeinde unterschiedlich – welch ein Flickenteppich! In die Ausgestaltung ist das Lehrerkollegium aktiv involviert, leistet viel Arbeit und ist entsprechend engagiert. Der Kanton Zürich agiert sehr viel zentralistischer. Das Gegenbild wäre die (womöglich schweizweit) zentrale Organisation durch wissenschaftliche Bildungsstäbe, die sich der freundlichen Unterstützung durch kalifornische IT-Konzerne sicher sein könnten. Den Lehrpersonen käme dann die Rolle von Aufgabenhilfen zu. Pflichtbewusstsein willkommen, Engagement überflüssig. Da belassen wir es doch lieber beim «Flickenteppich»!

Matthias Wiesmann, Frauenfeld

Übertriebene Schulhausbauten und eine drohende Ausweitung der Genderdebatte

Zürcher Bote 15.5.2020, Städte Zürich und Winterthur, Johann Widmer

Das war eine Ratssitzung mit einem Sammelsurium an Geschäften. Zwei Geschäfte verdienen aber eine besondere Würdigung: Das Schulhauskonzept der Linken hat deutlich mehr Nebenräume als Schulzimmer und die Tierwelt wird in die Genderdebatte einbezogen.

Die SVP der Stadt Zürich ist für die Bereitstellung des notwendigen Schulraumes und stimmt in der Regel für den Bau von neuen Schulhäusern. Die SVP warnt seit vielen Jahren davor, dass die Entwicklungen an den Schulen in die falsche Richtung gehen. Das Leistungsprinzip wird nicht mehr konsequent angewendet und die Schülerinnen und Schüler sind bei Lehrstellenantritt in der Wirtschaft und im Gewerbe oder für den gymnasialen Bildungsweg nicht mehr optimal vorbereitet.

Im Unterricht soll das Schwergewicht auf die Stoffvermittlung, die Förderung des Leistungswillens und das Aneignen von Regeln für das Zusammenleben gelegt werden.

Der Ausbau der Schulen im Sinne der Linken geht in die entgegengesetzte Richtung. In den Schulhäusern scheint es immer weniger darum zu gehen, dass die Schüler in einem Klassenzimmer mit einem Klassenlehrer Unterricht haben. Dies ist eine Grundvoraussetzung für gutes Lernen. Die Klassenlehrer sollen offenbar durch Vertreter der Sozialindustrie verdrängt werden. Die SVP fordert, dass die Klassen durch eine Bezugsperson, den Klassenlehrer, geführt werden.



Die Linken fordern nun für jedes Schulzimmer ein bis zwei Gruppenräume und ein Besprechungszimmer, damit sich verschiedene Personen mit einer Klasse beschäftigen können. Im Rahmen eines Postulates werden noch zusätzliche grosszügige Räume für die Schulleitung, die Leitung der Betreuung und die Schulsozialarbeit gefordert. Mit allen bereits etablierten Räumen für Sport, Schulpsychologie, Musikunterricht, Werken und dergleichen wird das Raumverhältnis von einem Schulzimmer zur Gesamtzahl aller Zimmer immer schlechter. Das Postulat wurde mit einem Ablehnungsantrag der SVP an den Stadtrat überwiesen und es kann befürchtet werden, dass sich damit noch lange kein Ende dieser Entwicklung abzeichnet. Die SVP-Fraktion regt an, dass man diese zusätzlichen Räume so baut, dass man diese jederzeit als normale Schulräume umnutzen könnte.

Ein Dauerbrenner in der gemeinderätlichen Diskussion ist die Genderfrage. Da die Linken beim Menschen bereits mehrere Geschlechtervarianten erfunden haben – Facebook lässt etwa fünfzig Varianten zu – ist dieses Feld mittlerweile so weit ausgereizt, dass in diesem Bereich kaum noch mehr Unsinn denkbar scheint.

Weit gefehlt! Das eine der beiden Wappentiere – zwei Löwen – des Logos des Gemeinderates soll durch eine Löwin ersetzt werden. Es steht zu befürchten, dass diese Einzelinitiative eine neue Welle an Genderunsinn auslösen wird und der Gemeinderat sich wieder Hunderte von Stunden mit solchen Anliegen zu beschäftigen hat – bis jedes Tier über fünfzig Gendervarianten hat und alle Logos auf ihre Gendertauglichkeit untersucht sind. Zum Glück fand diese Initiative dann im Rat nur drei Befürworter von ganz links.